

Sein Sohn

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575659>

Nutzungsbedingungen

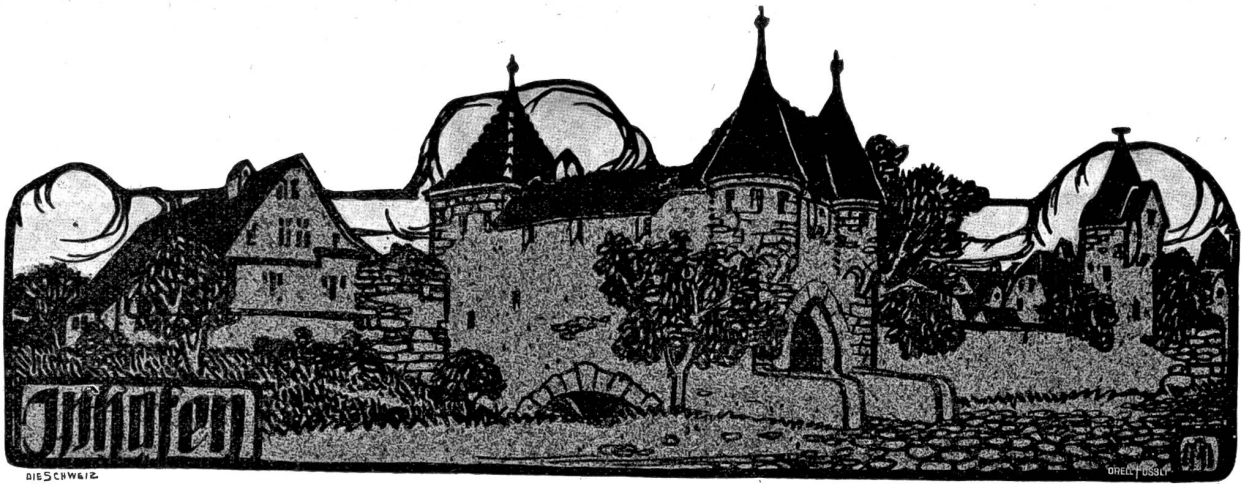
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DIESCHWEIZ
1903.

ORTELHESL

Sein Sohn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Irma Goeringer, Charlottenburg.

Johannes Dorn war seit einigen Tagen nervös. Niemand kannte das an dem geduldrigen alten Mann, der tagaus tagein seine Pflicht tat, ohne je zu Klagen oder zu murren — das verlässlichste Mitglied in dem ohnehin verlässlichen Orchester des Hoftheaters!

Aber seit die Proben zu Erich Mirbachs dreiaktiger Oper „Der Sieger“ begonnen hatten, war Johannes Dorn nervös. Die Oper war schwer, das Orchester hatte endlose Proben, der Kapellmeister entfaltete eine seltene Energie, er studierte sorgfältiger als sonst — denn der Komponist wollte bei der Aufführung sein Werk selbst dirigieren. Zu den drei letzten Proben kam er aus seinem Engagement — er war Kapellmeister in der Reichshauptstadt — und er sollte sein Werk gut vorbereitet finden. Man konnte sich als ergrauter Fachmann doch nicht vor dem jungen Kollegen blamieren!

Denn jung war Erich Mirbach — siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt! „Der Sieger“ aber, seine erste Oper, galt bei den paar Fachleuten, die sie kannten, als ein so reifes Werk, wie man es der Jugend des zwar als Kapellmeister schon anerkannten, als Komponisten aber noch fast unbekanntem Musikers nicht zutraut hätte.

Die Leitung des Hoftheaters versprach sich einen glänzenden Erfolg von der Aufführung, und deshalb mußte alles geschehen, um die Oper so gut wie möglich herauszubringen. Man arbeitete auch gern daran; sie waren alle interessiert, Solisten, Chor, Orchester — am eifrigsten aber Johannes Dorn, der erste Cellist.

„Dorn, Sie sind ja ganz verliebt in den ‚Sieger‘!“ sagte sein Kollege, als er den Orchesterraum betrat und Dorn schon an seinem Plaze fand, den schwarzumrandeten Kneifer weit auf der Nase vorgeschoben, eifrig in seinen Noten lesend.

Dorn brummte und ließ sich nicht stören. Aber der Kollege Fritsch, ein magerer, unfreundlicher Mensch, der immer alles wußte, sagte höhnlisch: „Die Begeisterung wird ihm schon vergehen, wenn der Mirbach selbst kommt! Dem geht auch nicht der beste Ruf voraus! Grob soll er sein, sackgrob, und dazu ein Notenklauber, ein Probefritze, der nicht genug kriegen kann! Keiner kann ihm was zu Dank machen, alle schreit er an! 'n Lob hört man nie, und wenn man sich halb tot gerackert hat!“

Dorn tat, als höre er nicht zu. Aber seine Hände, die in den Noten blätterten, zitterten. Die andern, die

allmählich hinzugekommen waren, wollten mehr wissen. Und Fritsch erzählte: „Ich weiß es von einer Choristin; die hat unter ihm gearbeitet. Sie sagt heute noch: ‚Lieber Steine klopfen, als unter Kapellmeister Mirbach Choristin sein!‘ Und hinter den Weibern zieht er her, keine ist sicher vor ihm! Der soll's verstehen, schön tun und versprechen, bis er sie hat! Dann, nach ein paar Wochen ist's aus, und das arme Ding kann sehen wie es weiter kommt. Er hat jetzt keine Ohren mehr für sie. Gewissenlos, einfach gewissenlos!“

Da drehte sich Johannes Dorn jäh um: „Es ist eine Gemeinheit, derart über einen Menschen zu sprechen, den man nicht kennt! Es ist überhaupt ordinär, jeden Tratsch zu wiederholen, den ein giftiges altes Weib austreut! Sie sollten sich schämen, Herr Fritsch!“

Alle waren sprachlos. Das hatte noch kein Mensch erfahren, daß Johannes Dorn Streit suchte, daß er sich überhaupt in eine Unterhaltung der Kollegen mischte.

Herr Fritsch bekam einen roten Kopf — er suchte nach einer schneidenden vernichtenden Antwort; aber ehe er sie gefunden hatte, trat der Kapellmeister ans Pult.

Am Schluß der Probe sagte der Hofkapellmeister: „Meine Herren, von morgen ab wird Herr Kapellmeister Mirbach, der Komponist selbst, die Proben leiten. Ich hoffe, daß Sie mir und dem Institut, dem Sie dienen, Ehre machen. Mahlzeit, meine Herren!“

„Der bildet sich immer ein, er stünde vor der Front!“ brummte Fritsch und vergaß über diesem neuen Aerger, daß er nun die Erwiderung für Johannes Dorn gefunden hatte. Als es ihm wieder einfiel, war der Cellist längst fort.

Johannes Dorn ging nach Hause, nicht gleichmütig ruhig wie sonst, sondern hastig, erwartungsvoll, in beklommener Erregung. Also morgen kam er, morgen stand er ihm gegenüber, morgen, morgen!

In seiner kleinen Wohnung, einem größern Zimmer nebst Kammer und Küche, schritt er ruhelos auf und ab. Ein paar Male blieb er stehen und schaute nach einem Koffer, einer alten, schweren Holzkiste in einem Winkel der Stube.

Unentschlossen blieb er schließlich davor stehen; dann plötzlich kniete er nieder, schlug den grün gestrichenen Deckel zurück und wühlte mit beiden Händen in den paar Kleidungsstücken, Noten und Heften. Eine schmale Mappe hob er heraus und trug sie vorsichtig wie einen sehr schweren, kostbaren Gegenstand zu dem Tisch am Fenster.

Noch einen Augenblick zögerte er; dann klappte er die Mappe auf. Ein einziges gelb gewordenes Stück Papier lag darin. Darauf stand in den ungefügten Buchstaben eines Dorfschreibers:

Vertrag.

Geschlossen zwischen den Endesunterzeichneten:

Arnold Mirbach, Gutsherr auf Schloß Mirbach,
und

Johannes Dorn, Musiker, 3. Zt. Dorf Hersau.

Erich Dorn, ehelicher Sohn des Johannes Dorn und dessen verstorbener Ehefrau Erika, geborene Schütz, geboren am 7. Mai 18 . . , also zur Stunde zwei Wochen alt, wird von seinem Vater und Vormund Johannes Dorn, Musiker, 3. Zt. in Dorf Hersau, gegen die einmalige Entschädigung von 1000 Gulden an Arnold Mirbach, Gutsherr auf Schloß Mirbach, Schlesiens, an Sohnesstatt abgetreten. Arnold Mirbach verpflichtet sich, das Kind gleich einem eigen geborenen Sohn zu halten und in alle Rechte einzusetzen.

Johannes Dorn verpflichtet sich ausdrücklich, niemals und unter keinen Umständen irgendwelche Ansprüche oder Rechte an seinen Sohn geltend zu machen.

Beide Unterzeichneten handelten in freier Entschließung und in gegenseitigem Einverständnis.

Arnold Mirbach.

Johannes Dorn.

Gez. und beglaubigt: Ernst Schulz, Gemeindevorsteher im Dorf Hersau, Prov. Schlesiens, 21. Mai 18 . .

* * *

Johannes Dorn war der dritte Sohn eines an Kindern reich gesegneten, an irdischer Habe umso ärmern kleinen Beamten in einem verlorenen Waldstädtchen. Was er hatte werden sollen, das wußte er nie — was er geworden war, als er fünfundzwanzig Jahre zählte, das genügte ihm vollständig; denn es ernährte ihn. Einer seiner Schullehrer, dem das gute Ohr des Knaben aufsiel, unterrichtete ihn in allem, was er selber wußte. Johannes Dorn spielte mit siebzehn Jahren Geige, Cello, Flöte und ein bißchen Klavier. Viel wert war es nicht; aber es genügte, um auf den Dörfern herumzuziehen, bei Tanz, Hochzeiten und Kindtaufen aufzuspielen und sich satt zu essen. Mehr wollte der junge Mensch garnicht. Er fühlte sich wohl in seiner Haut und dachte nicht daran, daß dies lustige Leben plötzlich ein Ende nehmen könnte. Das aber geschah, als ihm die Erika, des Krugwirts Jüngste, ein zartes zierliches Ding mit großen braunen Augen, eines Abends unter Tränen hervorschluchzte, daß es schlimm um sie stände. Zuerst wollte er's nicht glauben; dann aber faßte er sich mit herbem Entschluß und verlangte eine Unterredung mit dem Krugwirt. Der warf ihn zur Tür hinaus, daß ihm der Kopf brummte. Als es wieder Abend wurde, schlichen kurz hintereinander zwei scheue Gestalten aus dem Dorf, trafen sich draußen auf der Landstraße und zogen nun gemeinsam in ein hartes Leben.

Es war doch eine andere Sache, ob man für sich allein den hungrigen Schnabel zu stopfen hatte oder ob einem ein gebrechliches, ängstliches Ding am Arme hing, das zwar wenig verlangte an Essen und Trinken, aber umso mehr Sorgfalt und Rücksicht in anderer Weise brauchte.

Durch den Spätherbst mit Weinernte und Messen

brachte der junge Musikant sich und sein Weib zwar leichten Mutes, auch im Winter ging's noch ganz leicht; aber als die Fastenzeit kam, nirgends ein Tanz, nirgends Musik, da stand es schlecht um sie. Sie waren in einem Dorfe hängen geblieben, wo man ihnen nicht unfreundlich begegnete. Der Mann konnte allerhand ausbessern an Eisengeschirr für Haus und Feld — das verstand er — und die Frau half den Weibern in der Küche und bei der Näharbeit. Aber sie trug es schwer — es ging fast über ihre Kraft; denn sie litt viel unter der Last ihres Zustandes.

Endlich kam das Frühjahr. Doch der April brachte viel Schnee und kalte Nächte. Niemand hatte große Freude an einer Lustbarkeit; der nahe Lenz führte Krankheit und Tod mit sich, und es war mehr Trauer als Freude im Dorf.

Da, in den letzten Apriltagen wurde es besser. Und das war gut, feierte doch das ganze Dorf am 7. Mai ein altes Frühlingsfest, zu dem aus der Umgebung alles herbeiströmte, was Lust hatte an Frohsinn und Scherz. Auch der Besitzer von Schloß Mirbach, dem drei Wegestunden entfernten großen Herrensiß, wurde mit seiner jungen, stets leidenden Gattin erwartet. Für sie richtete man im Löwen, dem bessern der beiden Wirtschaftshäuser, eine gute Stube; denn man wußte schon, die gnädige Frau ruhte sich immer eine Stunde nach der Fahrt aus.

Erika Dorn hatte die Aufgabe, zur Bedienung der gnädigen Frau zurückzubleiben — wenn die andern auf dem Festplatze waren und die dicke Wirtin in der Küche stöhnend sich abplagte.

Erika hatte auch wirklich der gnädigen Frau das warme Wasser zum Händewaschen gebracht, sie hatte auf Wunsch der Gnädigen die grünen Fensterläden geschlossen — aber dann war sie in einer seltsam unbeweglichen Stellung am Fenster stehen geblieben und plötzlich mit einem tiefen qualvollen Schmerzenslaut bewußtlos zusammengebrochen — —

Frau Mirbach kam an diesem Tage nicht dazu sich auszuruhen. Sie, die gewöhnt war, sich bedienen zu lassen, mühte sich mit gefaßter williger Kraft um ein armes, in schrecklichster Weibernot jammerndes Geschöpf, das auf ihrem Lager die grausamsten Qualen erlitt.

Der Tag froch schon grau und sahl durch die Fensterscheiben, als drin in der dumpfen Stube eine kleine krähende Stimme das Leben grüßte.

Dem hellen Ton folgte ein dumpfer schwerer Seufzer und dann ein jäher rasender Aufschrei. Erika Dorn war tot, und ihr Mann warf sich in wilder, tobender Anklage über ihren stummen Körper.

Frau Mirbach aber, die sonst nicht eine Viertelstunde gehen konnte, ohne nach Ruhe zu verlangen, hielt auf ihren Armen ein dickes, quäkendes Bündel und fragte immer und immer wieder den übermüdeten Arzt, die geschäftig herumwirtschaftende weise Frau: „Der Junge ist doch gesund, nicht wahr, ganz gesund?“ Und der alte Doktor sagte: „Kerngesund, ein Mordsbengel! Darum hat er auch seiner Mutter das Leben gekostet... Jetzt aber, gnädige Frau, mache ich Ernst. Um fünf Uhr nachmittags haben Sie mich rufen lassen, drei Stunden hatten Sie sich da schon allein gequält, und jetzt ist's vier Uhr morgens! Legen Sie sich nieder... Sie haben's nötig... Jrgendein Raum wird sich ja finden...“

Und hier" — er sah sich bedauernd um — „hier können wir doch nicht mehr helfen!“

Frau Mirbach gehorchte. Die Kammer der Wirtin war für sie gerichtet worden. Aber das quiekende Bündel nahm sie mit, und sie selbst schlief erst ein, als der kleine Erbensohn die winzigen Augen geschlossen hatte und seine Fäustchen in ruhigem Schläfe fest geballt auf der zufriedenen atmenden Brust lagen.

Der Doktor trat an das Totenbett. Seine Hand berührte die Schultern des Mannes, der noch immer über der Leiche seines Weibes lag und in wortloser Verzweiflung ihr Gesicht mit seinen Tränen und Küssen bedeckte.

„Dorn,“ sagte er, „nehmt Euch doch zusammen! Ihr könnt mit Euerm Jammer auch kein neues Leben wecken! Gebt Euch zufrieden, daß der Junge gesund ist! Ein Staatsbengel ... Ihr werdet noch Eure Freude an ihm haben!“

Der Mann hatte sein Gesicht zu dem Arzt erhoben. Aus seinen rotgeweineten Augen zuckte ein Strahl abwehrenden Hasses. „Der Bengel ... Mag ihn dieser und jener holen ... Was soll ich mit ihm ... Mein Weib will ich wieder haben, meine Mika! Den Bengel mögen die Füchse fressen ... Ich frag' nicht nach ihm!“

Wieder umklammerte er die Tote und barg sein Gesicht an ihrer Brust. Der Arzt ging still hinaus.

Wierzehn Tage später unterzeichnete Johannes Dorn die Urkunde, in der er seinen Sohn an den Gutsbesitzer Arnold Mirbach abtrat. Er tat es mit ruhigem Gewissen. Konnte der Kleine besser aufgehoben sein als bei den reichen Leuten, die sich nach einem Kinde sehnten und denen doch ein eigenes immer versagt bleiben würde? Was sollte er mit dem Wurm — ein Mann, der Mühe hatte, sich selbst durch den Tag zu bringen?

Tausend Gulden bot ihm der Herr. Damit konnte er weit fortziehen in eine andere Gegend, wo ihn keiner kannte, konnte nachholen, was ihm fehlte, und irgendwo eine Stellung als Musiker sich schaffen — selbsthaft werden und seine bürgerliche Ruhe haben; denn die Freude am Herumstreifen war ihm vergangen. Es war seltsam, wieviel von seiner Lebenslust mit dem schmalen armen Sarg, der seine Mika barg, in die Erde gesenkt wurde. Die er geliebt hatte, war tot. Was ihm noch blieb, um das Leben zu ertragen, das mußte er in der Musik finden.

So nahm er das Geld, ließ den reichen Leuten das Kind und zog fort in eine ferne Stadt, um zu lernen. Zwei Jahre arbeitete er ernst und unverdrossen bei einem tüchtigen Lehrer; dann fand er durch dessen Empfehlung eine Stellung an dem Hoftheater. Und da war er geblieben. In dieser Saison feierte er sein fünfundsanzwanzig-jähriges Dienstjubiläum, und in Zukunft würde er weiter seine Pflicht tun, wohl noch manches Jahr.

War nie in ihm die Sehnsucht erwacht nach seinem Kinde? Johannes Dorn wußte es kaum. Wenn er an den Sohn dachte, sah er im Geiste ein verzogenes Herrchen, das mit dem Leben spielte, vielleicht Offizier war oder Student, jedenfalls etwas, das weitab lag von seiner Welt.

Da nahm das Hoftheater die Oper „Der Sieger“ von Erich Mirbach an. Johannes Dorn forschte, ungläubig zuerst, dann immer drängender. Ja, Mirbach

stammte aus Schlessien. Er war das einzige Kind, beide Eltern seit kurzem tot. Das Gut hatte er verkauft; er lebte ja immer in der Stadt, arbeitete — nicht wie ein reicher, sondern wie ein armer Mensch — mit eisernem Fleiß, mit zielbewußtem Streben in seiner Kunst. Die Notizen in den Zeitungen erzählten, daß niemals in der Familie Mirbach künstlerische Neigungen zu Worte gekommen seien — zum ersten Mal in diesem letzten Sprößling und seltsamerweise gleich in außergewöhnlicher Kraft.

Johannes Dorn lachte, als er dies las. Er wußte, wie oft er sich an Ericas heller Stimme gefreut hatte, an ihrem feinen Gehör, an der lustigen Erfindungsgabe, mit der sie immer neue Lieder ersann. Er wußte auch, was er selbst gewollt und erhofft, was er für sich noch erträumt, bis er erkannte, daß er zu spät angefangen hatte mit dem Lernen. Der aber, der ihrer beider unfruchtbar gebliebenes Talent in sich entfaltet hatte, daß es eine Stimme bekam und zu den Menschen reden konnte — das war sein Sohn.

Und morgen kam er!

Die Probe war auf 10¹/₂ Uhr angesetzt.

Als Johannes Dorn das Theater betrat, hörte er ein helles klingendes Lachen. Neben dem Intendanten stand ein breitschultriger junger Mann, den Hut in den Nacken geschoben, eine Zigarette in der Rechten, das lachende Gesicht in sorglos freimütiger Haltung der gefürchteten Erzellenz zugewandt.

„Ich bin sehr glücklich, Erzellenz, daß Ihnen mein Werk so gut gefällt. Na, hoffentlich verdient es Ihre gute Meinung, und wir erleben am Sonnabend keinen Reinfall! Das wäre traurig für den ‚Sieger‘!“ Wieder klang sein frisches junges Lachen zu Johannes Dorn herüber. Er mußte an den beiden Herren vorbei und zog tief den Hut. Aber nicht auf den hohen Chef richtete er den Blick, angstvoll forschend suchte er im Angesicht des jungen Komponisten. Ein voller Strahl aus zwei braunen Augensternen traf ihn — Mikas Augen! Freilich der sanfte Ausdruck seines Weibes wurde hier zum festen, fast ein wenig herrischen Blick. Mirbach war ja bekannt für sein strenges Regiment.

Bernirrt saß Johannes Dorn an seinem Platz. Sein Herz klopfte, er fürchtete sich. Er, der stets Zuverlässige, Sichere zitterte vor dem Vorgesetzten, der — sein Sohn war. Als Erich Mirbach den Taktstock ergriff, überschaute er mit einem raschen Blick das Orchester. Jeder hatte das Gefühl, als habe er ihm zugerufen: „Aufgepaßt, jetzt gilt's!“ Und es galt. Das spürten alle nach den ersten Taktten. Die Probe verlief glänzend. Das Temperament des Dirigenten riß das Orchester mit, eiferte die Solisten an, sodaß alle ihr Bestes gaben.

Johannes Dorn warf selten einen Blick auf die Noten. Sein Auge hing an dem Kapellmeister, dem er gegenübersaß. Er las ihm jeden Gedanken vom Gesicht, er deutete sich das jähe Aufleuchten der Augen, das lebhaft vibrieren der Lippen, die bald leicht geöffnet waren, bald sich fest schlossen. Er sah, wie sich auf der glatten Stirn scharfe Falten eingruben, die den jungen Menschen plötzlich weit über seine Jahre hinaus reif erscheinen ließen. Er freute sich, wenn bei einer heftigen Bewegung das weiche Haar in einer dichten Locke über die Brauen

fiel, er begeisterte sich an den kraftvollen und dabei niemals unschönen Bewegungen, er lebte mit dem Komponisten, der — das fühlte jeder — sein ganzes Ich hingab an sein Werk.

Erich Mirbach war zufrieden. Man begriff, was er wollte, und man folgte seinen Anordnungen bereitwillig und verständnisvoll. Nur ein Solist wollte sich nicht fügen. Er hatte sich ein Tempo für seinen Monolog ausgedacht, das ihm zu wirkungsvoll erschien, als daß er sich davon trennen wollte. Mirbach bat ihn höflich, sich nach seiner, des Dirigenten und Komponisten Meinung zu richten. Es half nichts. Mirbach wiederholte seine Aufforderung nochmals — der Solist blieb eigenfönnig. Einen Augenblick maß ihn der Kapellmeister mit zornigem Blick — Johannes Dorn erschrak, als er diese großen sprühenden Augen sah — dann biß sich Mirbach auf die Lippen und wandte sich in lebenswürdigster Haltung an den Intendanten, der in seiner kleinenloge saß:

„Verzeihung, Erzellenz, so geht das nicht! Ich muß darauf bestehen, daß die Partie gesungen wird, wie ich es wünsche. Da Herr Nissen sich nicht dazu entschließen

kann ... Einer unserer Herren hat in Berlin die Partie bei mir studiert, er könnte jedenfalls im Notfall einspringen ...“

Herr Nissen brauste auf und wollte die Szene verlassen. Der Intendant stand merkwürdig rasch auf der Bühne. Er sprach leise, aber bestimmt mit dem aufgeregten Künstler, während Mirbach sich ruhig in seinen Sitz zurücklehnte und mit dem Taktstock einen Marsch in seine Linke klopfte.

Nach fünf Minuten bat Se. Erzellenz, Herr Mirbach möge nochmals wiederholen, er hoffe, das Mißverständnis habe sich jetzt aufgeklärt. Und Herr Nissen sang, wie Erich Mirbach es wollte.

Der kleine Vorgang blieb nicht ohne Eindruck. Niemand verspürte Lust, die Energie des Komponisten herauszufordern. Und wenn man ihm nicht widersprach, wenn er bereitwilligst Gehorsam fand, war Erich Mirbach bestrickend lebenswürdig.

„Das ist mal 'n Despot!“ sagte Herr Fritsch nach der Probe. „Na, ich hätte der Nissen sein müssen!“

„Was wäre dann gewesen?“ fragte Dorn spöttisch.

„Glauben Sie, der Mann würde nicht mit Ihresgleichen fertig? Wie ein Ohrwürmchen wären Sie vor ihm, wie ein Ohrwürmchen!“ Und da er sah, daß sich Herr Fritsch über den Ausdruck erbotte, wiederholte er nochmals: „Wie ein Ohrwürmchen!“ Dann ging er eilig davon.

Am nächsten Tage fragte Mirbach in einer Pause der Probe den Hofkapellmeister, der ihm sein ganzes Wohlwollen geschenkt hatte: „Sagen Sie mal, was ist 'n das für ein komischer Kerl, der Cellist? Dorn heißt er, glaube ich. Ich kann hinschauen, wann ich will, immer begegne ich seinen Augen ... Der Mann sieht mich an wie 'n verliebtes junges Mädel! Was hat er nur?“

Der Hofkapellmeister zuckte die Achseln: „Weiß nicht, war immer unser vernünftigstes Mitglied, winkt nicht, ist zuverlässig wie 'ne Normaluhr, 'n bißel menschenscheu, alter Junggeselle, versteht aber was von Musik! Na, er wird Sie eben auch bewundern, wie wir alle ... Sie Mordskerl!“

Freilich, wer es nicht besser wußte, der konnte glauben, daß Johannes Dorn in einem dauernden Kausche herumgehe. In den Proben starrte er wie verückt auf den Dirigenten — nachher lief er, so schnell er konnte, nach Hause — und wer ihn da beobachtet hätte — innerhalb seiner vier Wände — — —

Aber es sah keiner, wie der alternde Mann stundenlang auf- und abließ und wirre Reden hielt. Es sah keiner, wie er lange prüfend vor dem Spiegel stand und in seinem magern durchfurchten Gesicht forschte, ob er nicht eine, wenigstens eine einzige Ähnlichkeit mit seinem Sohne fand.

Aber er las in seinen Zügen nur von Not und Sorge, von langer Zufriedenheit, von müder Resignation. Ein Besiegter des Lebens!

Jener aber — das war ein Sieger! Der hatte den Mut, das Schicksal zu zwingen, der hatte auch die lachende Freude in seiner Brust und die ungebrochene, sichere Kraft! Und das war — sein Sohn!

Keiner wußte darum, keiner sollte es je erfahren — auch er nicht — nie, nie! Kein Schatten sollte auf seinen Weg fallen, nichts ihn daran mahnen, daß er in



Frühling. Aus den „Federpfelen“ von Alexander Soldenhoff, Glarus.



DIESCHWEIZ
16275

Die Heilsarmee im Dörfli. Aus den „Federspielen“ von Alexander Soldenhoff, Glarus.

Glend und Not geboren war, daß ein bescheidener, armer, kleiner Musiker sich seinen Vater nannte.

In dieser gefährlichen Theaterwelt, da Neid und Mißgunst Strohhalme in Balken wandeln, da jeder Schritt aufwärts nur unter tausend Mühen gewonnen wird, da mehr denn irgend sonst das Außerliche gilt — in dieser Welt sollte Erich Wirbach der Sohn des vornehmen reichen Gutsherrn bleiben!

Was galt es, daß Johannes Dorn sein Kind nicht

an sein Herz nehmen durfte? Er gehörte ja doch ihm — dank seiner Kunst! Besser gehörte er ihm, als wenn er ihn damals behalten hätte, mitgeschleppt durch ein miserables Leben, unfähig, in dem Knaben den künftigen Meister zu erziehen. So gab er ihn äußerlich von sich zu des Kindes Bestem und gewann ihn innerlich wieder durch des Kindes Geistesverwandtschaft.

Nein, mochte Erich Wirbach niemals wissen, daß er in Dunkelheit geboren war! Auf seinem Wege lag

das helle Licht, die Sonne, die verklärend die Stirn des jungen Siegers küßt... Die Sonne sollte ihn behalten!

* * *

Am Tage vor der Aufführung war Generalprobe. Nur Presse war geladen, und wenige Karten nur waren an besondere Interessenten verteilt. In der Loge neben dem Intendanten saß eine schöne junge Frau.

„Die ist extra hergekommen; es soll seine Freundin sein!“ tuschelte Frisch.

Erich Mirbach grüßte sie, als er den Taktstock ergriff. Es war nur ein leichtes Neigen des Kopfes — aber Johannes Dorn sah, wie seine Augen dabei aufleuchteten, welch' weiches Lächeln um seinen hübschen Mund lag. Die also liebte er!

Prüfend schaute der Cellist immer wieder in die Loge. War sie es wert, mußte sie, was ihr gegeben war mit dem Geschenk dieses Herzens?

Die junge Frau saß fast reglos. Aber ihre Augen hingen mit dem Ausdruck bedingungsloser Hingebung an dem Dirigenten. In ihrem lebhaften Gesicht wechselte unaufhörlich die Farbe. Sie lebte die Oper mit, die sie sicher schon kannte, aber jetzt zuerst im Zusammenhang, in der vollen Wirkung hörte. Und manchmal preßte sie die Hand aufs Herz, als müsse sie das übermächtige starke Freudegefühl darin niederdrücken — weit über alles Erwarten hinaus war das Werk ja geglückt!

Als Mirbach am Schluß den Taktstock niederlegte, schallte ein lautes kräftiges Bravo durch den Raum. Der gefürchtetste Kritiker der Residenz hatte es gerufen, und die andern Herren von der Presse nahmen es auf.

Mirbach wurde umringt und beglückwünscht. Er stand unter der laut schwagenden Schar, nickte, dankte, und immer wieder erklang sein frisches, steigendes Lachen.

Johannes Dorn schaute nach der jungen Frau. Sie hatte sich ganz in den Hintergrund der Loge zurückgezogen, lehnte dort an der Wand, schaute selbstvergessen auf den geliebten Mann und achtete nicht darauf, daß ihr die Tränen über das Gesicht liefen.

Ja, sie liebte ihn: das erkannte Johannes Dorn jetzt, und er fühlte ihre Erregung mit ihr. Zitterte er doch selbst in unendlicher Freude! Heute mußte er Mirbach sprechen, heute mußte er ihm die Hand schütteln — er konnte nicht anders!

Er mußte nicht lange warten. In dem dunkeln Gang, wo er sich aufgestellt hatte, klang des Kapellmeisters rascher Schritt.

„Herr Mirbach...“

„Ja! Wer ist da? Ach, Sie sind's, Herr Dorn! Wünschen Sie etwas?“

„Ich... ach... Herr Kapellmeister... ich... ich wollte Ihnen nur sagen, ich gratuliere Ihnen von Herzen: ‚Der Sieger‘ wird ein glänzender Erfolg sein!“

„Danke, lieber Herr Dorn!“ Mirbach sagte es herzlich; die Begeisterung des alten Mannes war ja wirklich rührend. „Hoffen wir, daß alles morgen gut geht! Die Oper gefällt Ihnen also?“

„Oh...“ — das war ein aus tiefstem Herzen kommander Seufzer — „es ist ein wundervolles Werk! Und Sie werden noch mehr schaffen, noch Schöneres, Größeres... Sie werden alles erreichen, was ein Musiker erreichen kann: dessen bin ich sicher!“

„Na, na,“ — Mirbach wehrte lachend ab — „man muß nicht zu viel wollen, jeder muß sich bescheiden!“

„Sie nicht, nein, Herr Kapellmeister, Sie nicht! Sonst tun Sie ein Unrecht an sich und Ihrem Talent... Sie sind ein Sieger... Sie müssen es auch immer sein wollen!“

Wie beschwörend hatte der alte Mann die Rechte des jungen Künstlers ergriffen, neigte sich jäh und küßte sie mit heißen welken Lippen. Eine Träne fiel darauf.

Erschrocken zog Mirbach seine Hand zurück: „Aber, alter Freund, was machen Sie für Dummheiten! Sie sind ja ganz aufgeregt! Das ist ja 'ne nette Wirkung des ‚Siegers‘!“ Er versuchte zu scherzen — der Enthusiasmus des erregten alten Mannes machte ihn wirklich verlegen. „Wenn die Oper auf Sie so stark wirkt, Sie sollten doch abgebrüht sein! Wie lange sind Sie hier?“

„Fünfundzwanzig Jahre in dieser Saison.“

„Was der Tausend, da feiern Sie ja in dem Jahre Ihr Jubiläum! Nun, da gestatten Sie wohl, daß ich auch...“ Es sah aus, als wolle Mirbach nach dem Portemonnaie greifen; aber Dorn legte ihm rasch die Hand auf den Arm: „Ja, Herr Kapellmeister, ich hab' eine große Bitte... Wenn Sie ein Bild von sich hätten... ein recht gutes... und Ihre Unterschrift!“

„Natürlich... natürlich!“ Mirbach atmete erleichtert auf. Da konnte er doch dem Alten für seine Verehrung eine Freude machen. „Sollen Sie haben. Morgen nach der Vorstellung; ich bring's Ihnen mit!“

Er schüttelte Dorn die Hand und sprang mit ein paar raschen Sätzen die Stufen zum Zuschauerraum empor.

* * *

Am nächsten Tage war das Theater ausverkauft. Johannes Dorn sah von seinem Platz aus die junge Frau wieder in der Loge sitzen. Sie war schneeweiß gekleidet und hielt einen Niesenstrauß dunkelroter Rosen in der Hand. Ihre Augen waren unverwandt auf die Stelle gerichtet, an der jeden Augenblick Mirbach erscheinen mußte.

Das Premierenfieber wütete auf der Bühne wie im Orchester und im Zuschauerraum.

Johannes Dorn zitterte so sehr, daß er kaum den Bogen halten konnte.

Der einzig Ruhige war der Komponist selbst. Ohne Hast schritt er auf seinen Platz. Einen Augenblick sah das Publikum voll sein ernstes kluges Gesicht, die breite Stirn, die schönen großen Augen, den energischen Mund — und die Sympathien flogen ihm zu.

Wieder wie gestern neigte er das Haupt vor der jungen Frau in der Loge. Einen Augenblick trafen sich ihre Augen. So grüßen sich zwei Seelen, die miteinander verbunden sind in unlösbarer Einheit, dachte Johannes Dorn. Dann hob Erich Mirbach den Taktstock.

Nach dem ersten Akt war der Erfolg schon entschieden. Das Publikum verstand, daß hier eine ungewöhnliche Kraft seine eigene Sprache gefunden hatte — eine Sprache, die den Weg fand zu den Herzen der Menschen und ihnen erzählte von heißer Sehnsucht, von Elend und Mühe, von Kampf und endlichem Sieg!

Gab es eine geheimnisvolle Macht, die Staub in Gold verwandelte, die aus dürren Felsen fruchtbares Land

schuf? Hatte sich die schwere Not der Eltern, die angstvolle Lebensqual der Mutter in der Seele des werdenden Kindes eingegraben und sich gewandelt in der Seele des schaffenden Mannes zu Melodien voll schmerzlich süßer Poesien?

Johannes Dorn wußte: wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, in Tönen zu sagen, was er und sein Weib gelitten hatten in der kurzen Zeit ihrer Ehe, dies hier wäre seine Sprache geworden. Dann aber das trotzige Auflehnen, das mutige Sichbehaupten, die lachende Kampfeskraft: das war Erich Mirbach ureigenstes Wesen. Und das errang ihm den Sieg — in seiner Oper — heute abend — wohl für alle Zukunft!

Nach dem zweiten Akt wollte der Beifall kein Ende nehmen. Der Komponist mußte auf die Bühne und sich wieder und wieder verbeugen. Sein Blick, strahlend in glücklichem Triumph, suchte die Frau, die er liebte. Die stand weit vornübergebeugt in ihrer Loge und hielt den Rosenstrauß an ihre Brust gedrückt. Als sein Auge sie traf, war es, als wolle sie aufjubeln in hingerissenem Entzücken. Sie hob den Strauß — er flog wie eine rote Wolke über den Orchesterraum nieder zu den Füßen des jungen Komponisten.

Nun flogen auch aus andern Logen Blumen aus den Händen und von der Brust eleganter Frauen. Erich Mirbach aber bückte sich nach keiner, er verbeugte sich, lachte dankend; aber die roten Rosen blieben die einzigen Blüten, die er in der Hand hielt.

Johannes Dorn sah es mit stolzer Genugtuung. Der Sohn seiner Rita sollte treu sein — er freute sich, daß er's war.

Als der Vorhang endlich fiel, gratulierten die Mitglieder. Alle drängten sich heran. Mirbach schüttelte jedem die Hand, liebenswürdig, strahlend, glücklich. Zu Johannes Dorn, der sich in eine Ecke gedrängt hatte, kam er zuletzt.

„Ich hab's nicht vergessen!“ rief er lachend. „Hier“ — er suchte in seiner Brusttasche — „ist das Bild! Wenn ich Sie nicht mehr sehen sollte, lieber Dorn, sage ich Ihnen jetzt herzlichst lebewohl; morgen früh fahre ich. Na, vielleicht sehen wir uns nochmal im Leben ... wenn nicht, vergessen Sie mich nicht!“

In seiner gewinnenden Art neigte er sich über den

kleinen Mann und sah ihm herzlich in die Augen: „Ich fühl's, daß Sie ein großes Interesse an mir nehmen; das tut immer wohl, ich danke Ihnen dafür!“

Johannes Dorn blieb stumm. Er biß die Zähne aufeinander — er wollte sich zwingen zu einem Wort — warum tat ihm nur sein Herz plötzlich so bitter, bitter weh?

Seine beiden Hände umschlossen die Rechte des Kapellmeisters, der immer noch das Bild hielt. Seine Rippen zuckten. Jetzt, jetzt endlich fand er einen Laut. Halb-erstickt, ein geprefter, ach so inniger Herzenston: „Gott segne Sie, Erich Mirbach, Gott segne Sie mit seinem reichsten Segen!“

Erich Mirbach wußte nicht, was er tat: die Aufregung der Vorstellung, Dorn's seltsame Wärme, seine schmerzlich bittenden Augen — er neigte sich plötzlich und streifte mit seinen Lippen die Stirne des alten Mannes. Dann, in jäher Scham, nickte er ihm kurz zu und ging rasch davon.

Eine der schönen langstieligen Rosen war bei der heftigen Bewegung abgebrochen und lag am Boden.

Johannes Dorn bückte sich, hob sie auf und verbarg sie mit dem Bild sorgsamst in der weiten Tasche seines Ueberziehers.

* * *

Die Vorstellung war lange schon aus. Erich Mirbach und seine schöne Freundin folgten einer eleganten Schar Enthusiasten in ein vornehmes Hotel, um dort den großen Erfolg in brausendem Jubel zu feiern.

In seinem einsamen Zimmer saß Johannes Dorn an dem breiten wackligen Tisch inmitten der Stube. Das milde Licht der kleinen Hängelampe fiel hell auf eine große Photographie, die gegen ein paar alte Notenbände gelehnt war. In einem Wasserglas dahinter stand die rote Rose und neigte ihre schöne Blüte sanft über das lachende stolze Gesicht des jungen Komponisten.

Johannes Dorn aber hatte die welken, knochigen Hände gefaltet, wandte den Blick nicht ab von Erich Mirbachs lieben Zügen, und während karge Tränen langsam über sein mildes Gesicht liefen, betete er — ein alter Besiegter des Lebens — aus starkem, treuem Vaterherzen um Glück und Heil für den jungen Sieger — für seinen Sohn.

Amor und Psyche.

Nach Apuleius in freier poetischer Form von Hugo Blümner, Zürich.

Es war einmal in einem fernen Lande ein König und 'ne Königin. Dem Bande der Eh' entsprossen waren Töchter drei, bildschön zwar alle; doch der ältern zwei Schönheit zu preisen, dafür reichte noch die Sprache aus, die jüngere jedoch war so ohn' Maßen herrlich von Gesicht, daß es in Worten sich ließ sagen nicht: die Sprache war selbst für ihr Lob zu arm. Von nah und ferne kam der Menschen Schwarm; denn das Gerücht von ihrer Schönheit fand weithin Verbreitung — und bewundernd stand die Menge starr, und betend hob die Hände zu ihr andächtig man empor, als stände

die Göttin Venus in Person vor ihnen. Und wirklich hieß es bald, es sei erschienen die Göttin, die der tiefste Meeresraum gebar und seiner grünen Wellen Schaum auftauchen ließ; sie weile nun auf Erden, von jedem Sterblichen gesehn zu werden, und geh' leibhaftig unterm Volk einher. Doch andre kündeten, daß nicht das Meer, vielmehr die Erde, da vom Himmelsamen befruchtend Tropfen auf sie niederfamen, noch eine Venus jetzt hervorgebracht in unberührter jungfräulicher Pracht. Mit jedem Tage wuchs ihr Ruf; er kam bald zu den nächsten Inseln hin, er nahm